

der gefugte Quadersteine von 1 m Länge und 50—80 cm Breite und legte darnach den ganzen Thorbogen frei. Damit ist die porta praetoria der römischen Militärstadt gefunden. Dieser Bogen umspannt einen Raum von ungefähr 4 m Breite und hat eine Höhe von über 5 m (vom inneren Bogen bis zum heutigen Straßenniveau). Zu beiden Seiten, ca. 3½ m vom Thorrand entfernt, flankierten ehemals zwei längliche halbrunde Türme. Der eine ist zwar bis auf das Fundament abgetragen, der andere dagegen gänzlich erhalten. Regensburg hat also zu seinem jüngst aufgefundenen und aufgedeckten Gebäude (sicher als Bad erkennbar) in dieser porta eine weitere große Sehenswürdigkeit erlangt.

Ein komisches Reiseabenteuer bestand kürzlich ein altes mecklenburger Ehepaar. Das letztere hatte ein Zehntel eines namhaften Gewinns in der sächsischen Lotterie gewonnen. Nun wollten die Leute auch einmal ihr Leben genießen, und Berlin, das Endziel aller kleinstädtischen, norddeutschen Wünsche, sollte ihnen diesen Genuß gewähren. Nachbarn und Bassen hatten bedächtig den Kopf geschüttelt und gemeint, für so alte Leute sei das schlimme Berlin eine reine Mördergrube, man würde sie bestehlen und plündern, ehe sie vom Bahnhof fort seien. „Wabder“ aber meinte nur dagegen: „Ich wer mit de Spitzbaub'n woll farrig.“ Ein zufällig anwesender Berliner Konfektionsreisender glaubte die Leute auch warnen zu müssen und sagte: „Vor allen Dingen hüten Sie sich vor Leuten, die Sie vielleicht früher flüchtig kannten, gerade die sogenannten alten Bekannten legen oft die Fremden rein, ja, es geht so weit, daß die Bauernfänger sich als Bekannte vorstellen, um zum Ziele zu gelangen.“ Die alten Leute dankten und reisten ab. In Wittenberge hatte „Wabder“ die Unvorsichtigkeit begangen, den Zug zu verlassen, trotz „Mudders“ Wehklagen fuhr der Zug ohne ihn ab. Der Stationschef war ein lebenswürdiger Mann, er riet dem Eigengebliebenen ein Zuschlagsbillet zu nehmen und mit dem Courierzug zu fahren, alsdann würde er noch eine halbe Stunde früher in Berlin ankommen als seine Ariadne. Gesagt, gethan. Er war eher in Berlin und erwartete seine Alte. Der Bummelzug kommt, „Mudders“ steigt aus, ihr Mann eilt ihr entgegen. „Na, nun komm man, Mudders, giw mi dei Handtasch.“ „Mudders“ hält krampfhaft die Handtasche fest, fixiert den Ehegatten verwundert und verächtlich von oben bis unten. Dann bricht sie in den Auf aus: „Dei verdammten Berliner Spitzbaub'n, wo bei sich verstellen können. Wenn ich nich wahr und wahrhaftig wiß, dat min Ol in Wittenberge sitzen bläben, denn kunn ich swören, dat hei dit war.“ Es bedurfte einer gründlichen Uebersetzung der gewarnten Frau, um ihren „Olen“ wieder als Ehemann anzuerkennen.

Das chinesische Leben ist in manchen Dingen der absolute Gegensatz des europäischen. Die Lebensverachtung z. B., welche im himmlischen Reiche herrscht, ist unserer Völz unzugänglich. Der kleinste Vorfall genügt, um ganze Familien zum Selbstmorde zu treiben. Eine in Shanghai erscheinende englische Zeitung erzählt: „Wohlhabende Eltern hatten eine Tochter verheiratet. Einige Zeit nachher kamen sie in bedrängte Umstände und baten ihre Tochter um Aushilfe. Der Mann gab ihr einen Rock zum Versehen; die Tochter aber steckte ohne Wissen des Mannes einen Geldwert von sechszehn Dollars in die Rocktasche ohne dem Vater etwas davon zu sagen; sie meinte, er werde das Geld schon finden. Der Mann, bei welchem er den Rock verlehnte, fand das Geld, sagte aber nichts und gab zwei Dollars auf das Kleidungsstück. Als bald darauf der junge Gatte ausfindig machte, daß seine Frau ihrem Vater sechzehn Dollars gegeben habe, schlug er Lärm, und wurde so betrübt, daß sie sich erhenkte. Nun erfuhren die Eltern der jungen Frau, daß der Pfandleiher sie betrogen habe, und die Mutter nahm sich die Sache so zu Herzen, daß sie sich mit Opium vergiftete. Gleichzeitig kürzte sich der Pfandleiher, der um seinen Kredit gekommen war, in einen Brunnen und ertrank.“ Diese Vorgänge sind für die Chinesen charakteristisch, und dersel ereignet sich alle Augenblicke. In Kanton klagte eine junge Frau ihren Schwiegervater, daß ihr Mann sie roh behandle; diese äußerten ihren Abgesehen gegen eine solche Ehe, und um nicht selber in die Lage kommen zu müssen, einen Mann zu nehmen, gingen sie, die junge Frau mitnehmend, und — ertränkten sich in einem Teiche!

Die Verbrechen gegen die Sicherheit des Lebens und des Eigentums nehmen in Paris in grauenerregender Weise zu.

Herr Kühn, der Chef der dortigen Sicherheitspolizei, erklärte vor wenigen Tagen, Paris berge in seinen Mauern eine Armee von 34 000 Verbrechern, er habe zu ihrer Bekämpfung nur 350 Mann zur Verfügung. In den ersten hundert Tagen dieses Jahres wurden in Paris mehr Verbrechen gegen Leben und Eigentum verübt, als während des Jahres 1883. In der Heiligengeist-Kapelle der Kirche Germain l'Auxerrois wurde ein Rentier am hellen Tage von drei Männern überfallen und einer Barschaft von mehr als 40 000 Francs gewaltsam beraubt. Die Räuber verschwanden spurlos.

— [Ein polnischer Graf.] In Hamburg wurde dieser Tage ein Zigarrenarbeiter verhaftet, der seine Braut erschießen wollte. Nach den bei ihm gefundenen, bestens beglaubigten Papieren ist er ein polnischer Reichsgraf.

— [Ein kleines Ehepaar.] Newyorker Blätter schreiben über die dort vor kurzem stattgehabte Wiederverheiratung der Witwe des seligen Tom Pouce: „In der Trinity-Church fand die Hochzeit der Witwe des bekannten Zwerges General Tom Pouce statt. Die „Generalin“, von welcher man irrthümlich in Europa glaubte, daß sie gleichzeitig mit ihrem ersten Gatten gestorben sei, befindet sich, wie aus der Thatsache ihrer Eheverheiratung zur Genüge hervorgeht, vollkommen wohl. Zu der Ceremonie hatten sich ungefähr vierhundert der besten Newyorker Gesellschaft angehörige Gäste eingefunden. Man bemerkte unter anderen die Damen Astor, Vanderbilt, Brown-Potter, Frank-Dezlie u., welche, wie die anderen Anwesenden, Miniatur-Entreekarten erhalten hatten. Die Braut trug in der Kirche ein weißes Seidenkleid, dessen Schleppe die Größe eines Taschentuches erreichte. Der Bräutigam, welcher um anderthalb Zentimeter seine Braut überragt, erschien in tadellosem Ballanzug mit Chapeau-Claque in der Höhe eines halben Literglases. Der glückliche Kleine, welcher den Bund des Herzens mit der gegenwärtig im 48. Lebensjahr stehenden „Generalin“ schloß, gehört der Truppe Barnum's an und nennt sich „Graf“ Primo Magri. Der genannte Herr besitzt ein nicht unbeträchtliches Vermögen, da er sehr sparsam lebt und naturgemäß nicht viel verzehrt. Er unterscheidet sich, was das Temperament anbelangt, sehr vorteilhaft vom ersten Gatten der Generalin, welcher bekanntlich ein wenig unverträglich und sehr — eifersüchtig war. Gleichwohl bewahrt die Generalin ihrem verstorbenen Ersten ein freundliches Andenken. Die taffeschalenartige Urne, in welcher die Asche des verbliebenen Kleinen aufbewahrt wird, sah manche Thräne, welche die schmerzbewegte Witwe ab und zu auf sie träufelte. Nebenbei bemerkt, wog die Asche Tom Pouce's, welcher ein leidenschaftlicher Anhänger der Leichenverbrennung war und auch verbrannt wurde, nicht mehr als fünf Gramm. Nach der Kopulation des kleinen Paares fand im Hause Barnum's ein solennes Frühstück statt, nach welchem sich die jungen Eheleute auf die Hochzeitsreise begaben.

— [Ueber die Grenzen der Malerei] gab jüngst ein Blinder ein durchaus sachgemäßes Urteil in Chicago ab. Vor einem Polizeirichter dieser Stadt wurde ein Blinder geführt, um sich wegen unbefugten Betretens zu verantworten. „Sie sind blind, Angeklagter?“ fragte der Richter. — „Ja wohl, Ew. Ehren, stockblind.“ — „Auf welche Weise sind Sie um Ihre Augenlicht gekommen?“ — „Durch einen Schlaganfall.“ — „Wie kommt es denn dann, daß Sie auf Ihrer Brust ein Schild tragen, welches eine Pulverexplosion, bei der Sie verunglückt sein wollen, darstellt?“ — „Entschuldigend Ew. Ehren, aber die Malerei ist leider noch nicht im Stande, einen Schlaganfall zu malen.“

— [Ein Glückmacher.] Der Baron v. B. stößt vergnügt seinen Freund in die Seite: „Mein Lieber, ich habe Eine glücklich gemacht!“ — „Wie das?“ — „Man wollte mich mit einem lebenswürdigen jungen Mädchen verheiraten, aber — ich habe verzichtet.“

Auflösung des Räthelsprungs in vor. Nummer des Sonntagsblattes:

Frühling wie gold und wie lieblich bist du,
Wie juchzt alles Leben fröhlich dir zu,
Wie regst du in zahllosen Herzen die Lust,
Erfüllst mit Sehnsucht die wogende Brust,
O, Frühling, du Bote aus himmlischen Höhen,
Wärst du doch so ewig, wie herrlich und schön.

Richtig gelöst von: Ed. Sch. in Bienenfeld.

Sonntagsblatt

Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher
Redacteur:
H. W. Crone.

Beilage des Jüdenschneider Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Crone jr.

№ 22.

Samstag, den 30. Mai.

1885.

Die Frankenburg.

Original-Roman von M. Romany.
Nachdruck verboten.

Fortsetzung.

Die Stadt Luzern prangte im buntesten Schmuck; die Häuser waren beslaggt, Teppiche und Decken schmückten Balkone und Altanen, Guirlanden und Blumentänze hingen von den Fenstergeisfen und Thüren herab; im Theater gab es Vorstellungen zu wohlthätigen Zwecken, auch auf dem Marktplatz waren Schaubuden, Affentheater und Menagerien in Reihe und Glied; und in allen Concertgärten und Vergnügungslokalen, welche außerhalb der Stadt an den Ufern des Sees gelegen waren, gab es heute Gelegenheit genug, in bunter Abwechslung bald da, bald dort sich dem fröhlichen Reigen der Tanzenden beizugesellen oder Auge und Ohr an dem herzwinnenden Tadeln einer Tyroler Sängergesellschaft zu erfreuen. Kurzum, es war ein Volksfest im ganzen Sinne des Wortes, die Götter selbst schienen ihre Freude an der Glückseligkeit dieser Leute zu haben, denn die Natur prangte in üppiger Schöne und das Wetter war so selten ruhig und heiter, daß nicht das leiseste Säuseln des Windes die Wonne störte, die seit gestern schon über der Stadt Luzern und deren ganzer Umgebung lag.

Graf Viktor, der unter entsprechenden Verhältnissen wenig Geschmac für solche Festlichkeiten bezeugt haben würde, fühlte sich heute veranlaßt, Zerstreuung in dem bunten Gewoge der Menge zu suchen, zumal der Dheim schon seit Wochen verdrießlicher war denn je; er übertrug also auf kurze Stunden die Pflege dem alten Verwalter und schlennderte langsamen Schrittes dem Stadtchen zu, in der Hoffnung, der Anblick der Freude werde seinem einsamen Dasein eine augenblickliche Wohlthat sein.

Manche Stunde nun hatte er sich an dem bunten Durcheinander ergötzt, als, da er eben den Rückweg anzutreten meinte, die grauenerregenden Bilder an der Vorderseite eines Zeltes, wo eine Gesellschaft von Gauklern und Taschenspielern ihre Produktionen zum besten gab, seine Aufmerksamkeit in hohem Maße auf sich zogen. Zufälligerweise war auch eben die Stunde, wo die Vorstellung ihren Anfang nahm; denn ein Mann in altdeutschem Rittergewande, mit webenden Federn an seiner blanken Mütze, verblüdete mit lauter Stimme den Beginn des Spiels.

Graf Viktor, kurz entschlossen, schob den Heimweg hinaus und trat in die Bude. Nur wenige Leute hatten den Eintritt für die ersten Reihen bezahlt; also nahm er Gelegenheit, sich in nächster Nähe der Bühne niederzulassen, und da diese Bühne sich in fast gleicher Höhe mit dem Parkettraume befand, so war es ihm möglich, sein Augenmerk fest auf den Tisch gerichtet zu halten, von welchem aus das Zauberpiel seinen Anfang nahm. Viktor

kannte alle diese Stücke. Er hatte ja in Italien, dem Heimatlande der Vagabonden und Künstler, oft genug dies alles gesehen; und wenn er sich heute vornahm den Beobachter zu spielen, so war es wohl lediglich die Sucht nach Zeitvertreib, die ihn so handeln ließ. Die verzauberte Geige, das Taschentuch der fremden Dame, der Kartenthermometer, der Mensch ohne Kopf, Eiermacher u. u. machten die erste Abteilung aus; dann trat eine Pause ein. Die zweite Serie erst brachte die Vorführung der Szenen, deren graufige Bilder die Außenwand der Schaubude wies.

Endlich läutete die Glocke wiederum zum Beginn. Der verhängnisvolle Mann mit dem schwarzen Fraat trat wieder vor die Rampe und meldete mit seiner Grabesstimme den Feuerfesser an. Gleichzeitig erschien der Gepriesene auf der Bühne und führte unter lautem Beifall das so oft wiederholte Experiment dem Publikum vor. Jetzt kamen die arabischen Clowns mit ihren lustigen Produktionen, die viele der im Zuschauerraum anwesenden Herren mit Grauen erfüllten, während die nervös gewordenen Damen die Blicke abwandten und freiwillig auf das Vergnügen solch unerhörter Leistungen verzichteten.

Die Araber übertrafen nämlich alle anderen Nationen in der Hinsicht, als sie unaufhörlich, während sie sich springend in der Luft herumdrehen, mit beiden Händen ihre scharfgeschliffenen krummen Messer vor die Augen hielten, so nämlich, daß die Spitzen der Messer die Augenlider fast berührten und also die geringste Unachtsamkeit ansehnbar die Ritze in die Augenhöhle stieß. Es ist dies ein so nervenerschütterndes Schauspiel, eine Erfindung von so unheimlicher Grausamkeit, daß es unwillkürlich mit Abscheu erfüllen muß; nur ein Volk der Barbaren mag Gefallen an solch einem Schauspiel haben; bei einer civilisierten Nation sollte die Ausübung solch einer Kunst nicht gestattet sein.

Endlich jedoch war auch diese Vorführung zu Ende und die Schlußnummer begann: Das Messerspiel des Chinesen, der den Siegeskranz um den Hals seiner Tochter warf. Zwei Personen, ein Mann von etwa vierzig und ein kleines Mädchen von zehn bis elf Jahren, traten auf die Bühne. Der Mann erariff eine Anzahl Messer, mit denen er ein wirres Spiel in die Luft trieb, wie man es häufig gesehen; dann begann der eigentliche Point. Der Mann sollte dreißig blank geschliffene Messer nach Kopf, Hals und Händen des eigenen Kindes werfen, so nämlich, daß achtzehn Messer das Köpfchen einrahmten, während je sechs der blanken Waffen eine Hand umschloß; in 3½ Minuten mußte dieses Meisterstück ausgeführt sein.

Man führte die Kleine vor. Sie war nach der Sitte der Chinesen mit bis zu den Füßen reichenden, weiten gelben Seidenhosen bekleidet und trug eben solche Schuhe; den Leib umschloß ein Nieder von lila Velours. Auf dem Kopfe trug sie eine Art spitzer Mütze mit Perlen verziert, die klein genug war, um für

einen Kopfschuß zu geben, und die nicht hindern konnte, daß eine Fülle langen, goldenen Haars in dichten Wellen über Hals und Schultern fiel. „Stelle Dich an Deinen Platz,“ befahl der Mann.

Das Kind gehorchte, aber sein Gesichtchen hatte sich mit Zeichen des Widerwillens überzogen; o, wie ängstlich der kleine Körper zitterte, und wie flehend es die Augen zum Himmel erhob, Thränen klangen darin, silberklar und hell, durch die Furcht vor dem Schauspiel, welches sich nun entfaltete, hervorgepreßt. „Laß Dich noch einmal bitten, w'f heute nicht!“ rief sie in herzergreifendem Tone. — „Wer wird die Vorstellung stören!“ donnerte der Mann, „also vorwärts, marsch!“ — „Ich ertrage die Angst nicht.“

Aber schon hatte Jener das Messer nach dem Haupte der Kleinen abgefaßt. Der Wurf war gelungen; die Schneide biß sich dicht über der Wange des Kindes in die Bretterwand ein. Ein zweiter Wurf folgte, ein dritter, und nicht lange währte es, so waren die Hände von einem Messerfranz eingefaßt; auch an der Krone, welche das Köpfchen einrahmen sollte, fehlten nur wenige Messer mehr. Die Wange des Kindes wuchs von Minute zu Minute, die kleine Brust flog, die Augen schlossen sich konvulsisch bei jedem Wurf, den jedesmal ein Angstschrei von ihren Lippen begleitete. Doch der Mann achtete dessen nicht; mutig, fast achtlos warf er ein Messer dem andern nach, und je länger er warf, desto toller wurde sein Spiel. Kaum noch nahm er sich Zeit, sein Ziel ins Auge zu fassen; die Schneide flog, sie traf scharf und sicher — die bleiche Wange des armen Kindes, das übermüdet von Schrecken und Schmerz, bewußtlos zur Erde fiel. Ein Schrei des Entsetzens durchhallte den Raum, doch hatte niemand den Mut, der unglücklichen Kleinen zu Hilfe zu eilen. Die Männer auf der Bühne gerieten ob des Unfalles miteinander in Streit und hatten also dieser wichtigen Angelegenheit halber nicht Zeit, sich um das arme Wesen zu kümmern, das tödlich verwundet zu ihren Füßen lag; Frauen waren gar nicht zugegen mit Ausnahme eines alten Weibes, das indessen halb trunken in einer Ecke des Raumes am Boden lag und schlief. Auf solche Weise wäre das unglückliche Kind ohne Gnaden seinen Leiden erlegen, wäre nicht ein Herr aus dem Parkettraume auf die Bühne gesprungen und der Kleinen zu Hilfe geeilt.

Graf Viktor, denn er war es, zog sein Taschentuch und machte die möglichsten Versuche, das Blut zu stillen, welches über des Kindes Wange herunterlief. Sobald die Unzulänglichkeit dieses Hilfsmittels kam nur allzubald und deutlich zu Tage, denn das Blut trat seine Wanderung zur Erde im nächsten Augenblicke von neuem an. „Ist denn kein Arzt in der Nähe?“ rief der Graf.

Sieht erst begann man, dem Gegenstande seiner Teilnahme etwas Achtung zu schenken. „Ah, wegen der kleinen Dirne!“ meinte frech ein Taschenspieler, „nun man wird sich nachher schon um sie kümmern; jetzt gibt es hier Wichtigeres zu verhandeln, denn der gute Ruf, dessen sich meine Gesellschaft erfreut, ist durch diesen Unfall beschmutzt.“ — Dem Grafen stieg das Blut in den Kopf. „Etwas Wichtigeres kann es wohl nicht geben, als die Sorge um das Opfer Eurer Tollheit,“ gab er barsch zurück. „Gibt Ihr nicht Herz genug, der Kleinen zu helfen, so fürchtet wenigstens die strafbaren Folgen Eurer Nachlässigkeit. Das Leben des Kindes steht auf dem Spiele.“

„So wird es jener zu verantworten haben, der sie getroffen hat,“ meinte der andere, „mich geht die Sache nichts an. He Gabriel,“ rief er dann laut zwischen die Männer, „schaut hier das Kind, es ist Euer Werk!“ Der Mann kam herbei. Wahrhaftig, sie blutet, die kleine Herte!“ stieß er hervor, „da habt Ihr's was ich immer sage, daß sie nicht stille steht. Nun möchte man mich verantwortlich machen für ein Unglück, davon nur ihr selbst die Schuld zufällt; trogte sie mir doch schon im Voraus, die Dirne, die —“ — „Nicht das Kind hatte die Schuld, das Fehlen war Euer,“ rief jetzt der Graf, im höchsten Grad entrüstet. „Ich war Zeuge, daß sie sich nicht rührte. Doch darum handelt es sich jetzt nicht. Schafft einen Arzt zur Stelle, das ist die Sache, ich werde unterdessen hier bleiben und die Kleine pflegen, so gut es geht.“ Doch der Mann machte keine Miene, den Auftrag zu vollziehen. Geärgert drehte er sich auf dem Absatz und meinte: „Ich weiß nicht, wo ein Arzt hier zu finden ist.“ — „Unmenschen!“ donnerte der Graf. „Ihr tragt kein Verlangen, einen Arzt zu finden, wenn es sich um das Leben des Teuersten handelt, was Ihr besitzt, Euer schönes Kind!“

„Mein Kind?“ höhnte Gabriel Leo, „ja, wenn sie meine Tochter wäre, dann würde wohl niemals geschehen sein, was da

eben passiert ist! Glauben Sie denn, mein vornehmer Herr, daß ich mein eigenes Kind, wenn ich ein solches besäße, zum Ziele meiner Messerwürfe gemacht haben würde?“ — Der Graf blinnte stumm vor Erstaunen den Sprecher an. „So ist sie nicht Eure Tochter?“ fragte er endlich. — „Nein, Herr, nicht meine Tochter,“ gab jener zurück, „nur auf dem Programm erhält sie meinen Namen, weil das zu unserem Vorteil ist. Sonst ist sie weder mein Kind, noch sonst in irgend einer Weise mit mir verwandt.“

„Und was ist es mit ihr?“ — „Ein nun, dasselbe, was es mit diesen Kindern immer zu sein pflegt. Sie werden gemietet, erhalten dreißig Sous pro Abend, um unserm Spiele zu dienen! Sind sie brav und verwendbar, so läßt man es an einer kleinen Aufmunterung nicht fehlen, im anderen Falle aber — sind sie nämlich widerspenstig und störrig, wie diese da heute Abend war, gibt es die Peitsche.“

Den Grafen überlief es kalt. Deshalb wohl fuhr der Chinese fort: „Ich selbst lasse niemals Kinder bestrafen, wenn sie nur einigermaßen folgsam und brauchbar sind; die Kleine mag sich über mich nicht beklagen. Uebrigens bin ich ihr Wohltäter in gewisser Beziehung, denn ich war es, der sie in unsere Gesellschaft gebracht hat. Ich fand sie auf der Landstraße, die von Magaoia nach Cevio führt, mit einem alten Weibe, ihrer Großmutter, die sie eben auf eine elende Weise schlug und mißhandelte, und das nur aus dem Grunde, weil sie sich sträubte, zu betteln; da erfaßte mich Mitleid und ich machte mit dem Weibe einen Vertrag. Hier bei uns hat sie es denn doch noch besser, mein vornehmer Herr, denn hier ist sie nur selten gepeitscht worden, und das nur zu Anfang.“

„Und wo ist diese Großmutter?“ fragte Viktor. — „Dort hinten im Winkel liegt sie und schläft; sie wird, wie gewöhnlich, betrunken sein.“ Mit diesen Worten drehte sich der Mann wieder auf dem Absatz und wendete sich nachlässig seinen Kameraden zu. Der Graf stand ratlos. Er wollte das arme Wesen, für das er nun einmal Interesse genommen, jetzt, da er dessen Hilfslosigkeit kannte, in keinem Falle verlassen, bis es in guter Pflege sei; dabei drängte die Zeit, denn der Zustand der Kleinen verschlimmerte sich mit jeder Minute; er trat also zu dem Weibe, das von Branntwein beranicht in einer Ecke der Bude lag, und faßte sie mit kräftigem Griff an der Brust. „Wacht auf, Alte!“ rief er, „Euer Kind liegt verwundet am Boden. Nun, hört Ihr mich nicht? Nennt mir Eure Wohnung, damit ich die Kleine dorthin schaffen und Hilfe besorgen kann!“

Es war eine ungeheure Aufgabe, die Alte zu wecken, doch endlich siegte des Grafen Beharrlichkeit. Sie gähnte, reckte sich, stöhnte und schimpfte. Dann erwachte sie, noch halb im Traume, daß ihr Obdach in einer Kellerwohnung des Hauses Nr. 2 zu finden sei. Es dauerte noch eine geraume Weile, bis ihre unnebelten Sinne endlich begriffen, um was es sich handle; dann entschloß sie sich in ihrer schwerfälligen Weise, dem Grafen auf die Bühne zu folgen, wo immer noch das Kind verlassen am Boden lag. Bei diesem Anblick erlangte sie ihre Besinnung zurück. Fortsetzung folgt.

Viktor Hugo. †

Nach langem Todeskampfe ist Viktor Hugo gestorben, der nach seinem Aussehen und nach seinem Thun und Lassen trotz seines hohen Alters noch Jahrzehnte leben zu können schien und der im Gedächtnisse seiner überdankbaren Nation noch Jahrhunderte, im Gedächtnis der übrigen Welt zwar weniger lange, aber doch auch noch lange leben wird.

Ein großer Geist ist dahin, ein großes Herz hat aufgehört zu schlagen, ein auf fast allen Gebieten literarischen Schaffens heimischer, wenn auch nicht auf allen, ja im Grunde nur auf einigen, wenigen — und das ist ja auch das Natürliche — großer Dichter hat aufgehört zu denken und zu dichten. Für Viktor Hugos Ruhm und für die Literatur wäre es jedenfalls besser gewesen, wenn Viktor Hugo weniger vielseitig, weniger produktiv gewesen wäre, wenn er sich namentlich nicht so viel um Politik, ganz besonders nicht um die auswärtige gekümmert hätte. Er hätte dann u. a. vermieden, daß er — lächerlich wurde, wo er erhaben zu sein glaubte. Er hätte weiter vermieden, daß ein zweifelhaftes Licht auf ihn fiel durch die vielen Wandlungen seiner politischen Gesinnung. War er ja nach und durcheinander Royalist, Bonapartist, Republikaner und das alles obendrein in den verschiedenen Schattierungen. Ganz besonders wäre es

besser für Viktor Hugo gewesen, wenn seine Freunde und seine Landsleute weniger ihn als Götzen behandelt und ihn der Welt gewissermaßen als Dichterpapst hätten aufdrängen wollen. Weniger Weibhuch, weniger Guldigung und weniger Ruhm wäre reiner und besserer Ruhm gewesen und würde den Kopf des alternden Dichters freier gelassen haben.

Viktor Hugo wurde am 26. Januar 1802 zu Besancon geboren und hat sonach das immerhin beneidenswerte Alter von 83 Jahren erreicht. Er verbrachte seine Jugend, da sein Vater kaiserlicher General und Gouverneur war und vielfach versetzt wurde, in verschiedenen zufällig auch sehr schönen und romantischen Ländern und dies wie der Umstand, daß sein Vater eifriger Bonapartist, seine Mutter ebenso eifrige Royalistin war, mögen viel zur Entwicklung des Dichters wie des Politikers Viktor Hugo beigetragen haben. In Besancon, auf Elba, in Calabrien, in Spanien finden wir den jungen Hugo, der schließlich 1812 nach Paris kommt und nachdem er sich bereits als zehnjähriger Knabe in Versen versucht hatte, sich im Alter von 15 Jahren an einer von der Akademie ausgeschriebenen Preisbewerbung beteiligt und den Preis auch erhalten hätte, wenn die Preisrichter nicht eine Mythisation befürchtet hätten. Von 1819—1822 erhielt er für seine lyrischen Produkte dreimal den Preis.

Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, die lange literarische Laufbahn Viktor Hugos zu verfolgen, einen Katalog seiner Werke zu geben. Er hatte viel unverdienten Erfolg mit seinen Dramen, von denen nur „Marion de Lorme“, der Wollfängerin aller Kameliendamen, „Germani“, „Ruy Blas, Le roi s'amuse“ u. a. m. hervorgehoben seien. Verdienter schon war der Erfolg, den er durch seinen Roman „Notre-Dame von Paris“ errang, welcher, obwohl kein Meisterstück nach deutschem Geschmack, doch der beste Roman Viktor Hugos ist, von denen hier nur noch „Die Elenden“ und „Die Meerarbeiter“ erwähnt werden mögen. Von seinen Dichtungen sind die „Feuilles d'automne“ vielleicht die hervorragendsten.

Als politischer Schriftsteller hatte Viktor Hugo zwar mehr Erfolg, denn als Politiker, aber nur insofern es ihm durch seine politischen Schriften gelang, seinen Feind — Napoleon III. — bitter zu kränken und sich im Munde des Volkes zu erhalten. Sein „Napoleon der Kleine“ war des Dichters Antwort auf das kaiserliche Verbannungsdekret und die Schmähschrift that jedenfalls dem Kaiser mehr weh als die Verbannung dem Dichter.

Viktor Hugo hat bis zu seinem hohen Alter literarisch proburiert. Nicht alles, was der Greis schuf, war des berühmten Mannes würdig, und nur das Wenigste von dem, was er überhaupt geschaffen, sind wirkliche dichterische Musterwerke. Unbefritten nur ist Viktor Hugos Ruhm, Meister des Wortes und der Form gewesen zu sein und als solcher sich wirkliche Verdienste erworben zu haben. Für einen großen Dichter war er zu wenig Künstler und schrieb er doch zu gekünstelt. Ihm fehlten in der Regel die einfachen Gedanken, die einfachen Worte, und er wirkt darum oft komisch, wo er tragisch sein will, wie er als Politiker sich oft gerade dann lächerlich gemacht hat, wo er groß sein wollte.

Ein großer Teil der Schuld fällt allerdings den Franzosen zur Last. Sie werden nun noch eine Zeit lang mit dem Andenken an Viktor Hugo-Jetisch Dienst treiben, dann aber vielleicht selbst zugestehen, daß das Jahrhundert denn doch noch einen andern Namen verdient als den „das Jahrhundert Viktor Hugos“, wie sie es schon jetzt gern nennen möchten.

Haus- und Landwirtschaft.

[Das Licht und die Butter.] Ganz interessant und von großem praktischen Wert sind die Versuche, die auf der deutschen Wollereiausstellung in München über den Einfluß des Lichts auf das Fälgigwerden der Butter angestellt wurden. Es zeigte sich, daß bei 40 Grad geschmolzenes und filtriertes Fett frischer Süßrahmbutter, das in drei Proben unter Glasglocken von roter, gelber, grüner Färbung bei ungehindertem Zutritt sich befand, fast ganz unverändert blieb. Dagegen zeigte eine Fettprobe, die mit blauem Glas bedeckt war, sich als völlig fettig, woraus sich ergab, daß die stark brechbaren und kurzwelligigen Lichtstrahlen — blau und violett — das Fälgigwerden veranlassen, während die am wenigsten brechbaren und langwelligigen Lichtstrahlen — gelb und rot — nur eine sehr geringe

Veränderung des Fettes bewirken. Deshalb soll man Butter wie Rahm möglichst vor Licht resp. vor der Einwirkung der brechbaren Strahlen des Sonnenlichts schützen und dürfen deshalb Räume für Vereitung und Aufbewahrung der Butter nur mäßig hell sein. Beim Verkauf der Butter im Freien empfiehlt sich sehr das Bedecken derselben mit grünen Blättern, wie dies schon vielfach geschieht, weil der grüne Farbstoff der Blätter die Wirkung der brechbaren — schädlichen — Lichtstrahlen beeinträchtigt.

[Druze der Pferde.] Ein allbekanntes Hausmittel gegen die Druze ist das, den Tieren eine kleine Gabe, einen Theelöffel voll, doppeltkohlensaures Natron morgens auf das Futter zu geben. Besonders wird dieses Mittel empfohlen, wenn das Raufutter schlecht geerntet wurde, und sehr viele Landleute behaupten, daß dadurch ihre Tiere selbst bei fortgesetztem Genuß schlechten Heues gesund bleiben, oder doch, wenn sie von der Druze befallen wurden, dieselbe sehr leicht überstanden. Ein anderes, ebenso einfaches Mittel wurde mir von einem alten Landmann mitgeteilt: Man sammelt die Blüten des überall als Unkraut wuchernden Rainfarn, in manchen Gegenden unter dem Namen Pferdebamille bekannt, indem man sie mit dem oberen Teil des Stengels abschneidet. Nachdem dieselben an einem luftigen Orte getrocknet sind, schneidet man sie fein und bewahrt sie nun an einem Ort in einem Säckchen. Zu der Zeit, wo sich die Druze gewöhnlich zu zeigen pflegt, gibt man den Pferden morgens und abends so viel auf das Raufutter, daß jedes eine Portion erhält, wie man sie mit drei Fingerpitzen fassen kann. Natürlich müssen die Pferde zugleich möglichst vor Erstickung in Acht genommen werden; wo dies nicht geschieht, hilft kein Mittel.

Verschiedenes.

Witten, 24. Mai. Eine ergötzliche Geschichte wird hier von einem Passagier namens A. aus B. erzählt, welcher vor einigen Tagen früh morgens nach Dortmund gefahren war, um in der Nähe Geschäfte abzuwickeln, bei welcher Gelegenheit er sehr tief ins Glas geschaut haben muß. Am Abend benutzte er den letzten in der Richtung nach Essen fahrenden Personenzug zur Rückkehr in die Heimat. Als die Lokomotive ihr Signal ertönen ließ, glaubte er dort angekommen zu sein, stieg aus dem Wagen und verließ seiner Meinung nach den heimatischen Bahnhof. Tatsächlich war er jedoch bereits in Langendreer ausgestiegen, geriet bei Umgehung des Stationsgebäudes auf den dahinter stehenden 1½ Stunde später nach Witten abgehenden Nachtzug, dessen Waggon er für Häuser gehalten und in einem derselben sein eigenes Wohnhaus erkannt haben muß. Er stieg denn auch in ein Koupee vierter Klasse, schlug die Thür hinter sich zu und begann, da er sich in seinem Schlafstudenabinett zu befinden vermeinte, sich auszuleiden, wobei er in dem guten Glauben, seine Sachen in den Kleiderschrank zu hängen, zunächst das Handgepäck, dann ein Kleidungsstück nach dem andern nebst Uhr und Kette, Hosen, Strümpfe und Stiefel durch das dem Perron entgegengelegte Koupefenster hindurchschob. Sämtliche Gegenstände fielen neben das Bahngleise und blieben im Dunkel der Nacht unbenutzt liegen. Begeistert streckte A. sich aus und sank Gott Morphens in die Arme. Da er dicht an der Thür, unterhalb des Schwinkeles lag, wurde er von dem die Koupees revidierenden Schaffner nicht bemerkt und von Langendreer nach Witten mit abgefahren, woselbst der Personenzugstrain in Ruhe ging und in ein Neben-geleis zur Aufstellung geschoben wurde. Die nächtliche Rühle des Bonnemomats mußte jedoch störend auf den Schlummer des Müden eingewirkt haben, der beim ersten Hahnenschrei erwachte und fröstelnd sein sonderbares Schlafgemach überhaute. Glücklicherweise ging bald ein Stationsbeamter vorüber, der dem Bedrückten auf dessen Wehern zu Hilfe kam. Telegraphische Anfragen bestätigten, daß die Kleidungsstücke des A. in Langendreer, wo man schon einen Selbstmord vermutet hatte, lagerten. Endlich nach lang verlebten Stunden gelangte er in Besitz derselben und konnte ungestört und um eine unangenehme Erfahrung reicher seiner Heimat zudampfen.

[Ein vollständiges römisches Stadthor] besaß bisher in Deutschland nur Trier. Der 16. Mai reichte, wie die „Allg. Abzg.“ meldet, diesem hochwichtigen Monumment ein zweites in Regensburg an. Im „Bischöfshof“ nämlich, nächst den „Schwimbogen“, stieß man bei Bauten in der Brauerei auf kolossale, feilartig behauene, ohne Mäkel aneinan-